Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Verehrer Ludwig Tieck's: Die Aesthetik der Augsburger Allg. Zeitung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Die Aesthetik der Augsburger Allg. Zeitung.*)

— Aus Berlin.

Die Frage nach der Möglichkeit der Poesie ist, im Allgemeinen genommen, lächerlich. Die Poesie ist da, sobald Dichter geboren sind. Diese können geboren werden, sowohl in Verhältnissen, die vorher die Poesie begünstigten, als in solchen, welche ihr feindlich sind. Der Genius beherrscht die Zeit, die seiner bedarf, aber ihn nicht erzeugt; er wandelt sie um, reißt sie aus dem Bann, aus dem dürren Getriebe der Nützlichkeit und Gewohnheit, und braucht dazu kein anderes Werkzeug, als seine eigene Kraft. Seine Möglichkeit und Natur ist aus ihm selbst zu verstehen, nicht von da aus, wo er nicht verweilt, nicht von der Alltäglichkeit aus, mit der er in keiner Verwandtschaft steht. Eine Erscheinung wie Byron war in England schwerlich aus der damaligen Zeitlage zu vermuthen, so wenig wie in Deutschland die des großen Friedrich, das Genie setzt immer einen Anfang; es überrascht oft die Zeit in ihrer Langweiligkeit oder läßt die schmachtende harren. Darum führt es zu Nichts, die Geburt des Propheten voraus zu bezweifeln oder anzusagen. Wie leicht täuscht sich der behutsamste Forscher um ein paar Jahrzehnte oder Jahrhunderte! Da man jetzt so viel nach den Dichtern fragt, so darf man wohl auch die Frage aufwerfen, ob in unserer Zeit ein großer König möglich, ob ein mächtiger Denker zu vertragen, ob zu einem Eroberer Wahrscheinlichkeit vorhanden sei? Der Witz braucht dergleichen Probleme, ihm ist es ein Leichtes, drei Lösungen für eine zu geben.

*) Als Entgegnung auf den Artikel „Ueber die Möglichkeit der Poesie" in den Beilagen zu Nr. 98 u. 99 der diesjährigen A. A. Z.

Bei dem übersättigten, abonnirten Leser, dem Politiker, der keine Muße kennen darf, dem Schriftsteller, der seinen Kopf und sein Herz ausgeschrieben, ist es zu begreifen, wenn sie an der Dichtung keine Freude mehr haben; dem überlesenen Literaturhistoriker ist es wohl nachzusehen, wenn er, wie er sich dem Schlusse seines Geschäftes nähert, der Production unhold wird; hat er doch mehr schlechte Bücher als gute durchmustern und excerpiren müssen, und wenn ihn sein Muth, sein Studium nicht dazu antreiben, die dichterische Entwicklung zu befördern, zu leiten, zu kräftigen, ist daraus eine Anklage gegen ihn zu erheben? Der Gelehrte ist nicht dazu da, dem Dichter zu helfen, sondern dieser hat für sich und für Jenen zu sorgen.

Nach der Stellung, welche die Allgemeine Zeitung durch ihre Tag für Tag den Erdball umkreisenden Correspondenzen eingenommen, nach der Partei der Unparteilichkeit, die sie ergriffen hat, steht es ihr zu, seitdem sie nun auch die Literatur in ihre gerechten Spalten gezogen hat, darin jede Meinung, die einen Gedanken, einen nothwendigen Standpunkt ausspricht, zur Aeußerung zu bringen. Durch eifriges und wohlgeneigtes Lesen ihrer Beilagen ist es uns gelungen, die literarischen Aufsätze, und zwar die über schöne Literatur und Geschichte, mit spärlichen Ausnahmen, in zwei Classen zu theilen: die Ehrbaren nämlich und die Coquetten. Auf die Seite der ersten reihen wir solche, worin man gern von einer tüchtigen Gesinnung, einem ernsten, männlichen Streben, gründlichen Studien, durchgebildetem Charakter u. dgl. spricht, allein nichts desto weniger, wo es auf's Urtheilen ankommt, unter dem Wahren, das geboten wird, nur Gemeinplätze und Nothdürftigkeiten auftischt. Die Arbeiten der zweiten Art liefern einen bunten Zusammenkehricht des Gewöhnlichen, gefällig gemacht durch schönrednerische Gelenkigkeit, durch den schmeichelnden, muthwilligen Tanz der Phrasen, merkwürdig, ja belehrend gemacht durch vielfältige Reisebildnerei und recht artige kleine Ideen und Ansichten. Der Aufsatz „über die Möglichkeit der Poesie in unserer Zeit" steht nicht höher als die erste der genannten Kategorien. Es wird darin eine solide, bürgerliche Meinung vertreten, ein praktischer Kalenderrath für die Poeten wird vorgebracht, um sie aus den Wolken auf den fruchtbaren Grund der Realität herunterzusiedeln.

Ueberschauen wir indeß den Inhalt, bedenken wir die Absicht jenes Aufsatzes, so müssen wir ihn wiederum für höchst excentrisch, revolutionär, für das Unmögliche anstrebend, und demnach für romantisch erklären. Die neue Dichtungsart, die darin vorgezeichnet wird, ist in der That eine noch unerhörte Gattung, eine Arbeit, bei der das Geschäft des Copisten den Künstleradel davontragen soll. Der alte Dichterolymp, an den wir mit den Meistern unseres Gesanges glaubten, wird niedergerissen; nicht mehr von den Musen werden die Gaben des Lieds erwartet; nicht aus den Tiefen des Genius (dem „Poetenhirn") soll die hohe, schöne Offenbarung strömen; nein, wir haben jetzt zu viel Erfahrung, um etwas anderes als die Erfahrung, wir haben zu viel Geschichtskenntniß, um etwas anderes als die Geschichte zum Quell und Orakel der Dichtung zu nehmen. Die Zeit des Träumens, Sehnens, Ahnens ist verflogen, die Phantasie selbst, die Ueberschwänglichkeit ist überwunden. Die Poesie wird eingebürgert, sie bettelt bei dem großmüthigen Jahrzehend um ein Lehen; wie eine Dienstmagd tritt die Königstochter vor die Schätze und Güter der wirklichen Welt und ruft diesen zu: ich bin zu Verstand gekommen, gebt mir zu arbeiten, denn ich bin da, euch zu dienen; wie ihr kocht, so sing' ich, und wie ihr pfeift, so pfeif' ich auch! Wer wäre denn ein so einsamer, deutscher, grübelnder und träumender Anachoret, der es nicht wüßte, daß wir auf dem Boden des Goldes, auf dem Boden der Vernünftigkeit und Realität stehen, und daß es eitel ist, von diesem treuen Wohnplatz zu ebener Erde hinweg nach den Sonnenhöhen des freischöpferischen Geistes zu trachten! Ist nicht der Dichterquell längst versiegt? Erst haben ihn die Romantiker schaal gemacht, darauf die Herren vom Weltschmerz bitter, und die politischen Barden haben den salzigen Rest völlig verspritzt. Was bleibt uns zu thun? Unsere Aufgabe bleibt es: die Naturgestalten des wirklichen, des lebendigen Lebens zu studiren und zu konterfeien, diese compacten, greifbaren Figuren, die kostbaren Erzeugnisse des daseienden Seins, die Wesen, die vor uns auf den Gassen und Märkten, in den Werkstätten, auf dem Feld, in den Salons und Gefängnissen, in Krieg und Handel auf und ab schreiten. Wo anders sollen wir hoffen, die Nachkommenschaft des Faust anzutreffen, oder Gleichnisse zu Schiller's Helden, die dieser ebenfalls auf dem Pflaster eingefangen hat? Jetzt gilt es,

die Grundveste des Daseins auch für die Poesie zu gewinnen? Fortwährend steht unser Fuß auf Metallschienen, er spaziert fröhlich und wohlfeil über den Bauch der Dampfkessel, jagt über und unter Felsen, durch Grotten ohne Ungeheuer und Mystik, dahin. Welche Thorheit, unter solchen Umständen nach der himmlischen Sphäre zu trachten! Wir können nur verweilen, wo wir sind. „Unsere Zeit hält sich an die Wirklichkeit, — da ist mit Einem Worte Alles gesagt."

Von diesem Standpunkte, wo wir den Artikel der Augsburger Zeitung erblicken, hätten wir eher erwartet, die Poesie aus der modernen Bildung verbannt zu sehen. Will man den positiven Göttern dienen, so ist es am Besten, alle andern des Landes zu verweisen, denn sie werden den Dienst Jener nur verfälschen. Allein so gründlich soll unsere Zeit nicht geheilt werden. Die „Fortdauer des poetischen Schaffens" wird aus mancherlei Ursachen garantirt. Schon allein die lyrische Ader wird gewiß niemals ganz ausgehen, immer thun sich Talente hervor, die, weil sie mehr erleben und mächtiger empfinden als die andern, ihren und ihrer Zeit Leiden und Freuden, ihrer Liebe, ihrem Haß durch Lieder Luft machen. Dies lyrische Thun ist mit der Erfahrung und deren Anforderungen an die Poesie verträglich. Denn, werden wir belehrt, die Gesänge des Lyrikers, aus bestimmten Ereignissen, Zuständen und Zufällen entsprossen, sind keine gedichtete, keine erlogene, sondern reelle und giltige. Selbst der höhern Gattungen, wie des Dramas, wird die Menschheit, nach Anleitung der Augsburger Beilage, fortan nicht entbehren können.. Uebersehen wir nicht, daß unsere Völker seit Jahrhunderten Theater, auch einen Schauspielerstand besitzen, daß sich immerfort in den kleinern Städten Theaterableger ansetzen, ja daß der Remorqueur, der Obermaschinist, ganze Truppen auf den poetischen Metallgleisen hin und her schiebt. Dies allein reicht fast hin, um, ohne an die poetische Natur des Volks zu appelliren, der dramatischen Dichtkunst „die Nothwendigkeit ihrer Fortdauer (ein trostloses Wort!) mit praktischer Evidenz" darzuthun. Das Drama soll demnach bleiben; zwar „die Dramaturgie kann zum Handwerk herabsinken, aber ganz aussterben kann sie nicht, so lange das Theater existirt." Nichts Evidenteres als der letzte Satz. Darum wollen wir als eine heitere Aussicht die Wahrheit festhalten, daß, selbst

im Fall das Theater zur Handwerksanstalt herabsinkt, doch die Poesie, als Gattung, darum nicht ausstirbt. Kunst und Handwerk, Poesie und Leben — wie schön kommen sich alle diese Wörter entgegen! Wie verschwindet die Angst wegen der zweifelhaften Fortdauer unserer Dichtung vor so einer tüchtigen, versöhnenden Betrachtungsart!

Woher kommt es nun, da es doch erwiesenermaßen praktisch und nothwendig ist, daß die Poesie zu arbeiten fortfahre, daß in unsern Tagen die Kunst des Verses und Gesanges so hart angefochten, daß sie von einer ernsten Kritik meist übelwollend auf die Seite geworfen, von einer Menge Menschen aber im Herzen gehaßt und verachtet wird? Das Gefühl, aus dem diese Behandlung der Dichterwerke hervorgeht, irrt keineswegs; denn, so viel poetisches Element auch unsere Gegenwart im Schooße trägt, die Poeten sind seit lange auf Irrwegen, sie schlagen „den Nerv" der Zeit nicht an.

Wo liegt der Nerv der Gegenwart? Dieser Nerv, wer erräth es nicht, der Rationalismus ist es, die positiven Güter sind es, die Dampfschiffe, die Eisenstraßen, der Handel, der Genuß aller „wirklich vorhandenen Erdengüter," die Verbesserung der Rechte und Gesetze, die praktische Humanität. Mit diesen Saiten ist unsere Zeitleier bespannt. Die romantische Poesie, weil sie eine „durchaus unwirkliche war," führte endlich zur Zerrissenheit, zum Geschrei; dies Geschrei wollen wir nicht mehr hören; der Weltschmerz, das ist oft gesagt, ist uns lächerlich geworden, oder er ist es immer gewesen. Die politische Poesie, die darnach angezündet ist, und die man seit etlichen Jahren auf Bestellung in jedem Muster haben kann, hat sich sofort als Bastard ausgewiesen; ohne Originalität, ohne eigne Gedanken, im Kleinen und im trüben Aerger verkommen, nimmt sie auf den Rängen des Gelegenheitsgedichtes ihren Platz. Wo wird uns nun die rechte Poesie herkommen, da uns von Augsburg her nicht blos die neuere Sentimentalität, sondern auch der antike Kothurn untersagt, da uns so Feuer und Luft auf einmal entzogen werden? Die Antwort liegt in den obigen Eröffnungen. Das Element, das sicher bleibt, ist die Erde, der Boden, worauf wir stehen, ohne nur das Wasser zu rechnen. „Unsere Zeit schmachtet nach einer Poesie der Wirklichkeit."

Es ist ein lustiges Loos der Wahrheit, daß sie immer erst und wiederholt in Vermummungen und Verzerrtheiten auftritt, ehe sie

es wagt, in edlem Maß und Schritt, in ihrer angebornen Herrlichkeit sich zu zeigen. So ist der eben angeführte Satz an sich wahr, und viel wäre damit gesagt, würde jenes große Wort „Wirklichkeit" recht und ganz verstanden. Wir fühlen uns hier nicht berufen, den Versuch zu machen, den Begriff der Poesie der Wirklichkeit im Interesse der Poesie der Schönheit und Freiheit zu erörtern; wollten wir uns mit dem Augsburger Verfasser völlig verständigen, so müßten wir hier eine Aesthetik schreiben. Es reicht für uns hin, alle und jede Reproduction und Nachahmung in niedere Stufen, die, als solche, den wahren Geist der Gegenwart nicht erreichen, zu verweisen. Der Aufsatz der Augsburger Zeitung erwähnt mit keinem Worte die ideale Natur, die Poesie in der geforderten Wirklichkeitsdichtung, er nimmt offenbar die Wirklichkeit für Praxis und Erfahrung. Es entgeht ihm, daß die Praxis der Poesis ewig entgegensteht, daß bei derselben eine Gegenwirkung, eine Polarität stattfindet, welche die erste Bedingung der gesunden und naturgemäßen Bewegung beider ist. Wir müssen es einen beschränkten Verstand und Schwäche des Geistes nennen, wenn man vor dem schroffen Gegensatz der praktischen und poetischen Welt erbebt. Es ist, trotz aller Machtsprüche, die bequemer sind als das Eingehen auf die Eigennatur der Sache, es ist nichts weniger als Kraft und Lebensfülle, wenn ein Dichter oder ein Kunstgesetzgeber vor der rein geistigen Hohheit, vor der unbedingten Freiheit, Wahrheit und Idealität des schaffenden Kunstgenius und vor der Kluft, welche sein Reich von dem der Praxis und Geschichte trennt, erschrickt; wenn er sich lieber den zeitlichen Mächten, den engen, stets bewegten Formen der Erfahrung in die Arme wirft, weil ihm vor dem Hinblick in die Tiefe des poetischen Aethers schwindelt. Was sollen wir, die wir vom Glauben an den Kunstberuf des Dichters durchdrungen sind, mit so morschen Lehrsätzen thun, wie sie ein neuzeitiger Polonius einem angehenden Philisterjüngling vorpredigen mag: „Man sucht auf der wirklichen, greif- und fühlbaren Erde, im eignen Geiste der Menschheit die obersten Grundsätze des Denkens wie der Sittlichkeit aufzufinden!" Was das für ein Menschengeist sei, der hier mit der greif- und fühlbaren Erde gepaart ist, lassen wir dahin gestellt. Mag sich Einer auch gemächlich mit vier Händen auf die greifbare Erde werfen, der Menschengeist wird ihm da, so hoffen

wir, nicht unter die Finger gerathen, zum mindesten der nicht, welchen wir den poetischen nennen müssen. Es ist überdies historisch unrichtig, daß die Denker unserer Zeit auf der fühlbaren Erde nach den Grundsätzen des Denkens suchen; die Denker thun das überhaupt nie, sondern die Handlanger, die Maschinisten. Ja nicht einmal in dem Menschengeist, der über der fühlbaren Erde steht, werden die Gesetze des Denkens und der Sittlichkeit ursprünglich gesucht, sondern im göttlichen Geiste, welcher allein auch den Geist der wahrhaften Poesie weckt. Dieser Aufschwung des Denkens aus dem Staub der Erscheinungen, welcher noch jetzt fortwirkt, ist, durch Schelling angeregt, mit der ihm verwandten, so viel und obenhin verschrieenen, romantischen Dichtung gleichzeitig. Was man nun immer der romantischen Schule vorwerfen mag, aus der nur wenige Productionen einen bleibenden Werth haben, so müssen wir doch dies Verdienst derselben nicht unerkannt lassen, daß sie eine größere Freiheit der Dichtung in Erfindung und Form und eine tiefere Innigkeit des Gefühls hervorgerufen und damit eine neue Stufe betreten hat, welche allerdings jetzt ausgelebt ist. Sie war es ferner zuerst, die sich kühner und wärmer, und ohne ängstliche Nachahmerei, der vaterländischen Sage und Vorzeit, zugleich überhaupt der mittelalterlichen Welt zuwandte und damit den ersten Schritt zur kunstschönen Vermählung der Poesie und Geschichte that, die, wie wir ohne Vorbehalt zugestehen, die höhere Aufgabe der Poesie noch für die Zukunft bleibt. Diese Dienste hat die Romantik dem deutschen Volksdichter geleistet; sie erscheinen um so größer, wenn wir bedenken, daß in mittelalterlichem Stamm die neuen Nationen ihren Ursprung nehmen, daß hingegen das Alterthum für sie nichts Heimathliches, nichts Nationales darbietet. Es heißt den Gipfel der Ungereimtheit ersteigen, wenn man wie der Verfasser des hier besprochenen Artikels, den „Octavianus" von Tieck wie ein historisches Gedicht beurtheilen will, und es ihm vorwirft, daß die darin aufgeführten Ereignisse und Personen nicht der geschichtlichen Realität angehören. Es verlohnt sich nicht der Mühe, auf des Verfassers originelle Kritik einzugehen; was er gegen das erwähnte Gedicht vorbringt, ist ungefähr so, als wenn man die Musik meistern wollte, weil sie Töne und Melodien gibt, statt der begehrten buchstabirlichen, handgreiflichen Worte. Die sogenannten „robusten und reali-

stischen Eisenmänner" um Gottfried von Bouillon, welche der Verfasser den hochpoetischen Schöpfungen Tieck's gegenüberstellt, sind übrigens etwas anderes als Haudegen gewesen. Die Ritter sangen, trotz unserm Empiristen, in allen möglichen und den künstlichsten Weisen, sie bewegten sich, um die Blüthe des Mittelalters (als ideale Zeit, in welche der „Octavianus" zu versetzen ist), in den zartesten Spielen der Phantasie und des Verses. Daß diese Ritter nicht so durchaus „realistisch," so blos auf Stahl und Leder versessen waren, beweisen die Kreuzzüge selber, die sie aus einer übertriebenen Phantastik und sehr argen Empfindsamkeit unternahmen. Der sich grundhistorisch dünkende Augsburger Realitätsevangelist möge es uns, die wir seine Grundsätze noch nicht erlangt haben, zu Gute halten, wenn wir die Behauptung nicht unterdrücken, daß uns die Tieck'sche Poesie den eigenthümlichen Geist der mittelalterlichen Cultur treuer und gewissenhafter abzuspiegeln scheint, als es uns seine Andeutungen zu thun versprechen.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf den trefflichen Lehrsatz: „die Poesie des großen Styles wird sich keine Phantasiewelt bauen dürfen, sondern kräftig in die wirkliche Geschichte hineingreifen müssen." Wir würden die Lehre gern annehmen, wenn er nicht in dem Munde, der ihn vorbringt, diesen Sinn hätte: die Poesie soll ihr eigenes Leben aufgeben, um die geschichtliche Gegebenheit als Inhalt und Norm, als ihr Original anzusehen und sich selbst zur Copie zu verdammen. Wahrlich man rede noch von Kraft, von Hineingreifen in die Geschichte, wenn man das schönste Vermögen des Geistes seines innern und freien Lebens beraubt! Heißt es nicht die Poesie ertödten, wenn sie, die von Natur zum Schaffen berufen ist, sich darauf beschränken soll, zu entlehnen? Wir zollen der geschichtlichen Poesie die höchste Verehrung, aber wir verlangen vor Allem, daß der Dichter sich eine unabhängige Welt erbaue, daß er die Geschichte umschmelze und Poesie daraus mache. Um selbstkräftig, lebenvoll und wirksam, auch praktisch wirksam, zu sein, erfreue sich die Dichtung ihres freisten Daseins, sie bedenke es wohl, daß sie nur von sich selbst Gesetze zu empfangen hat, daß sie über die Wirklichkeit hinausragt, und erinnere sich zu rechter Zeit, daß ihr die Heiterkeit, die göttliche Schwinge der Ironie, verliehen ist, mit der sie dies ganze Universum stolzer Erscheinungen und ver-

wesender Realitäten in ideales Spiel auflöst, in den Schein des Schönen verklärt, gerade wie das Licht, die freieste und edelste Kraft in der Natur, es mit dem Körper macht*).

Ein Verehrer Ludwig Tieck's.

---

*) Anmerkung. Wir haben dem Artikel unsres hochverehrten Herrn Einsenders eine kleine Bemerkung beizufügen. Was man auch vom Standpunkte einer absoluten Kritik gegen die politische Poesie und jene „Poesie der Wirklichkeit" einzuwenden hat, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß die Productionen dieser Art gewaltige Hebel unserer nationalen Entwickelung geworden sind. Was Arndt, Körner, Schenkendorf, Uhland, ihrer Zeit gewesen, wird kein Deutscher verkennen; warum will man das Verdienst des Wiener Spaziergängers, Herwegh's, Prutz's u. A. abläugnen? Ein ästhetisches Handbuch, ein literarisches Journal, das dem Cultus des Schönen ausschließlich dient, das die Poesie nur als solche beleuchtet, mag immerhin mit jenen Dichtern und Dichtungsarten unzufrieden sein; ihm kommt es zu, die Grenzen des Ewig-Schönen zu bestimmen und zu bewachen. Aber wir können es einem politischen Journal, das einem ganz andern Gotte dient, als das literarische, durchaus nicht verargen, wenn es auch dem Zeitlich-Schönen huldigt, ja wenn es sogar (wie eben der Verfasser des Artikels in der Augsburger gethan) eine Theorie des Zeitlich-Schönen aufstellt, nach welcher es sich eine junge productive Schule heranbilden will; Poeten, die mit ihrer Phantasie dem trocknen Verstand zu Hilfe kommen sollen und den gegen die Politik abgestumpften oder abgeneigten Leser auf einem andern Wege beschleichen können, indem sie ihm im Momente der Unterhaltung, wo er blos einen Roman, eine Posse vor Augen zu haben glaubt, für seine Nationalität, für den Werth der Freiheit, für tausend sociale Wunden Empfänglichkeit, Verständniß und Interesse einflößen. Allerdings ist dies nicht die wahre Poesie, die keine Magd der Politik, der Moral u. s. w. sein soll; dies Alles wissen wir recht gut. Aber, offen gestanden, würde die deutsche Nation verlieren, wenn sie ein Jahrzehent von dem Wege der wahren Poesie sich verirren, auf diesem Irrwege aber ihr nationales Bewußtsein, das Gefühl für Recht und Bürgerthum finden würde? Die politischen Blätter und die literarischen haben sich in letzterer Zeit gegenseitig sehr oft in's Handwerk gegriffen; jene zogen lange und langweilige literarische Besprechungen in ihre Spalten, diese brachten allzuhäufig kurze und nichtssagende Fragmente über die Tagespolitik. Wir glauben die Grenze zwischen beiden sei die, daß die literarische Presse den Werth einer Dichtung von rein literarisch-ästhetischem Standpunkte ausgehend zu beleuchten habe, die politische hingegen eine Art Nachkritik ausübt und die Production im Zusammenhange mit der Zeit und in ihrer Wirkung auf sie bespreche. D. Red.